

MÜNCHEN / 1937 / NR. 42

PREIS 60 PFENNIG

# Jugend



Die Tochter des Künstlers

Nic. Michailow



# Aus unserem Skizzenbuch

## Der Kanal

Der Baufreudigkeit sind heute in München keine Grenzen gesetzt. Mit Staunen haben wir die Neugestaltung der Von-der-Tann- und Prinzregentenstraße verfolgt und konnten uns nicht genug wundern über die Schnelligkeit, mit der die neuen Bauten aus dem Boden gestampft wurden, vor allem der Anbau des Nationalmuseums. Wie oft kann es dem nichtabwendenden Volksgenossen passieren, daß er auf seinem Nachhausewege vor unüberwindlichen Erdmassen haltmachen muß, die sich plötzlich mitten auf seinem Weg erhoben haben!



Dieser Tage standen wir mit einem sechzigjährigen Urmünchener vor einem Loch, das sich irgendwo auf der Straße plötzlich jah in die Tiefe senkte. So viel, meinte der Alte, sei zu seiner Zeit nicht gebaut worden. Aber sein Großvater habe sich noch gut an die Baufreudigkeit Ludwigs I. erinnern können. Als bejahrter Großvater einmal durch das München ging, in dem die Ludwigstraße entstand, fand er einige Männer damit beschäftigt, ein Loch zu graben. „Was machts denn ihr da?“ fragte er interessiert. „Wir machen an Kanoi“, erklärte einer der Arbeiter. Auf dem Rückwege kam er an derselben Stelle vorbei und sah, wie die wackeren Männer das Loch wieder zuschütteten. „Nun“, meinte er, „ich denke,

ihre baut einen Kanal!“ — „Ja woher“, erwiderte der Mann gemüßlich, „dss braucht's nimmer. Da war scho oana!“

## Egal weg

Die Sachsen haben es sich neuerdings wieder einmal verbeten, ihre Sprache zu veräppeln. Das bringt uns zum Verwundertsein, daß wir diese uns so lieben Volksgenossen längere Zeit vernachlässigt haben. Um diesen Fehler wieder gutzumachen, wollen wir uns bemühen, ein Gespräch, das wir kurz vor Ausbruch der nationalsozialistischen Revolution umweil Dresden erlauschten, in bestem Hochdeutsch wiedergeben. Zwei Frauen unterhalten sich über den Gartenzaun hinweg:

„Ja, ja, früher, als der König noch lebte, hatten wir alle Geld. Wollt wir hatten schon damals feins. Aber wir lebten so egal weg. Und heute, wo niemand mehr Geld hat, haben wir natürlich auch feins. Na, da leben wir eben nicht mehr so egal weg.“

Wir standen unbemerkt als Zuschauer, weil die beiden alten Damen unsere Anteilnahme erregten. Es hat sich doch gelohnt!

## Drum!

Auch das folgende Gespräch können wir nicht verschweigen, das uns ein Gewährsmann aus der Nähe von Chemnitz berichtet. Dort gastierte ein Zirkus. Eine Frau, die das dringende Bedürfnis fühlte, ein Gespräch anzuknüpfen, sah auf der menschenleeren Straße niemand anderen als einen Neger, der diesem Zirkus ange-

hörte, vor einem Schaufenster stehen. „Na, sagen Sie, mein Vetter“, sprach sie ihn an, „Sie sind wohl nicht von hier?“ — „Nä“, sagte der Neger, etwas verdutzt. Befriedigt nickte die Frau: „Drum!“

## Berühmter Amerikaner

Nochmals eine Negergeschichte, die wir von einem amerikanischen Journalisten haben. In einer Schule für farbige im Süden der Vereinigten Staaten erteilt eine Lehrerin den kleinen Dickamminies Geschichtsunterricht. Man feiert Lincolns Geburtstag. Um den Unterricht angenehmer zu gestalten, knüpft die Lehrerin an die Gegenwart an und fragt: „Welches Datum haben wir heute?“ Ein feines Mädchen steht auf: „Den 12. Februar.“ — „Und welcher große Mann wurde an diesem Tage geboren?“ Schweigen. „Nun, Jimmy, denk mal nach. Welcher berühmte Amerikaner wurde am 12. Februar geboren?“ Schweigen. Nach einer Weile meldet sich ein feines Mädcl. „Nun, Jessie“, fragt die Lehrerin erfreut, „wer ist es?“ Darauf Jessie: „Jesus Christus.“

## Indem

Am St. Georgstage fand irgendwo im Niederbayerischen ein Keiterfest statt. Mit der nötigen „Keiterbouillon“ wurde nicht gespart, und es ging sehr feucht-festlich her. Als die Stimmung den Höhepunkt erreichte, hielt der Vorsitzende eine Rede, die folgendermaßen begann: „Meine liam Deandln und Buam: Indem des heint alle Schorschln Geburtstag ham...“ — Wir schenken uns den Rest der Rede und verweilen bei dem indem, in dem wir einen uns lieb gewordenen bairischen Sprachgebrauch erkennen. Denn in der Münchener Straßendahn erlebten wir kürzlich von einem biederen Schaffner folgende Redewendung, die in ihrer Eleganz unübertroffen dasthet:

„Alles dds, wo nach Großhejsefelohe fahrt, muas hier auspeigen, indem daß bei der Wogn net nach Großhejsefelohe fahrt!“ — Sprach's und drehte das Schild um.

## Die Jugend



Zeichnungen von R. O.



Am Dorfweiher

Holzchnitt von Josef Lipp

## Dorfabend

Schon dämmerstern im tiefen Grund  
 ruhn Haus und Hof verlassen,  
 in stille, tagverträumte Gassen  
 die Turmuhr ruft die Abendstund.

Der blasse Schein des Tages flieht,  
 die Alten stehen an den Toren,  
 und unter Linden, weltverloren  
 erklingt ein altes Liebeslied.

Die schwarzen Schleier schwingt die Nacht,  
 das Lied verklinget in der Ferne,  
 schon ziehen auf die ersten Sterne,  
 im Tannenwald der Mond erwacht.

Wilhelm Schremer



Georg Schrimpf

## Georg Schrimpf

Wer sich in Berlin dem Studium der Malerei zuwendet, findet in Georg Schrimpf einen der bekanntesten und doch eigenwilligsten deutschen Meister der Gegenwart. Schrimpf ist Münchener; sein Lieblingsaufenthalt sind die bayerischen Berge.

Abseits der Großstadt, in dem oberbayerischen Kirchdorf Lechhausen, ist Georg Schrimpf's Revier. Die Liebe zur Natur war es, die den Münchener Bäckergejellen hinaus trieb mit Farben und Pinsel, die ihn Maler werden ließ ohne daß er irgendwo anders in die Lehre ging, als eben bei Mutter Grün. Das Romantische und das Monumentale, die beiden Pole der heutigen deutschen Malerei, sind in den Bildern Georg Schrimpf's in glücklicher Weise vereinigt. Man hat deshalb versucht, manches in diese Bilder hineinzugeheimnissen, was

dem Künstler ganz fern lag. Und doch ist dieses Streben zur deutschen Gegenwart nicht erklügelt, sondern lediglich dem natürlichen Formen- und Farbensinn des Künstlers zu danken. Die festen, runden Formen und die Einfachheit seiner Mädchengestalten verraten ein sicheres Form- und Raumgefühl, einen sauberen, klaren Farbensinn.

All das ist nicht „gewollt“. Schrimpf denkt und fühlt wirklich so einfach, und es ergibt sich die ruhige Klarheit und Größe im Aufbau seiner Bilder von selbst. Der eigentliche Sinn dieser Bilder ist die Verbundenheit des Menschen mit der Natur, des Menschen, der alles Gefühlsleite des Stadtlebens abgestreift hat. Die Kleidung ist so einfach, daß man das Gefühl hat, so müssen Menschen gehen, die natürlich empfinden. Und diese Menschen geben sich ganz der Landschaft hin, die zu ihnen

gehört, und zu der sie gehören. Aus dieser zeitlosen Zugehörigkeit an die Natur geht das romantische Lebensgefühl der Bilder ebenso zwanglos hervor. Mit welcher Liebe sind die Kühe in der Landschaft, die Falten eines Gewandes gemalt! Eine arkadische Ruhe atmen diese ländlichen Idyllen. Es ist diese Erfüllung einer Sehnsucht nach Großstadtferne und ländlichem Leben, die diese Bilder, mit ihren grünen Wiesen und bayerischen Bergen im Hintergrunde, über die deutschen Grenzen hinaus bekannt gemacht hat.

In seiner Liebe zur bayerischen Heimat ist Schrimpf Münchener geblieben. Hier, in seiner Heimatstadt, ist gegenwärtig in der Galerie Selter wieder eine Ausstellung zu sehen, die bei aller Knappheit einen guten Einblick in das Schaffen des Künstlers gibt.

E. N.



Georg Schrimpf

## Sonderbarer kleiner Kriegsfilm

Von G. W. Bürfmayer

Nordfrankreich 1916. Zwei Tage Graben, zwei Tage Kubquartier. So geht es schon drei Monate. Keine besonderen Aufregungen, einmal ein größerer Feuerüberfall, eine Sprengung — das war alles. Das Quartier ist in einem Nest zehn Kilometer hinter der Linie. Die Häuser sind meist zerföhren, mit Wellblech einigermaßen wohnbar gemacht.

In dem besterhaltensten Haus wohnt Madame Simone mit ihren zwei Töchtern. Denn es sind noch Zivilisten in dem Dorf. Die Bayern, die bei Madame im Quartier liegen, haben es gut. Richtige Zimmer mit Vorhängen und sogar ein Klavier ist da. Madame und Anhang allerdings benehmen sich äußerst feindselig, lassen sich fast nie blicken. Sie bewohnen zwei Zimmer im ersten Stock.

Wie es gekommen, weiß keiner genau — jedenfalls wird gemunkelt, Madame habe irgendwo Waffen versteckt. Der Offizier Kommandant will der Sache auf den Grund gehen und ordnet eine Hausdurchsuchung an.

Ein Unteroffizier und zwei Mann werden damit beauftragt. Sie steigen zum ersten Stock hinauf und klopfen an die Tür. Keine Antwort, die Tür bleibt verschlossen. Das Klopfen wird zum Donnern.

Nichts rührt sich. Also wird die Tür eingeprengt. Gewehrkolben her — ratzch, da liegt sie.

Der Raum ist vollgepfropft mit Möbeln, Koffern und Kisten. Von seinen Bewohnern ist nichts zu sehen. Sie sind ins Hinterzimmer geflüchtet, haben auch die Tür dorthin abgeschlossen. In dem Raum ist nichts Verdächtiges zu finden. Also zum nächsten. Wieder Klopfen, Donnern, Gewehrkolbenarbeit.

Durch die leere Türöffnung dringt widerlicher Geruch, gemischt aus Schweiß, Parfüm und verfaultem Obst. Er benimmt den Soldaten den Atem. Einer reißt die Fenster auf, läßt Luft herein.

Madame kauernt mit ihren Töchtern in einer Ecke und alle drei schreien fürchterlich.

In der Mitte des Zimmers steht ein riesengroßes Doppelbett. Es ist so hoch getürmt mit Kissen und Decken, daß man einen Stuhl braucht, will man hineinsteigen.

Alle Winkel und Ecken werden durchsucht, nichts von Waffen oder dergleichen. Bleibt jetzt noch das Bett.

„Oh, oh“, schreit Madame, als die ersten Kissen und Decken heruntergeholt werden. Das Abmontieren geht weiter. Jetzt kommt eine Lage Seidendecken, dann fünf

Steppdecken, ein halbes Duzend Wolldecken, zusammengepreßt wie Verbandswatte. Es nimmt kein Ende, ein ganzes Bettwarenlager türmt sich schon um das Bettgestell. Endlich ein Grund — die Matratze. Fleckig und verblaßt ist der rote Drell. Aber da — in einer Ecke ist eine flüchtig zusammengelegene Naht. Die ist verdächtig. Ratzch — macht ein Seitengewehr, mittendurch geschlitt ist der Drell. Die Wollmatratze quillt hervor. Heraus damit. Jetzt etwas Hartes — ein Gewehr. Und dann noch eines und einige Revolver und Patronen. Schießmaterial genug für einen Kleinkrieg. Madame schreit auf: „pas tuer, pas tuer!“

Die drei Weiber fragen, schlagen und beißen, als sie abgeführt werden.

Am andern Tag trägt sie ein Barren nach Douai. Der Unteroffizier steht da und sieht dem Abtransport zu. Madame erblickt ihn und dreht ihm zum Abschied eine lange Nase. Ihre Töchter heulen vor sich hin. „Danke, miserablige!“, brummt der Unteroffizier in seinem Bart, denn er ist ein wasschechter Bayer.

Der Gefreite Kübler ist von Beruf Kunstmaler. Er wird aber mit dem Grabendienst oft verschont, ist zu fähig für

den Ernst. Bei der Gausjudung war er dabei. Am Abend erzählt er davon in seiner Wellblechbaracke. Da geht die Tür auf. Einer brüllt herein: „Kübler, Wimmer — raus! Zum Grabentransport!“

Ein Wagen, beladen mit Stollenbrettern, Bohlen und Munition bringt sie bis zum hintersten Kaufgraben, dann wird abgeladen und jetzt heißt es schleppen.

Kübler und Wimmer haben eine Zweitenner-Mine zum Minenwerfer zu transportieren. Zwei Zentner ist ein Gewicht, die Mine ist glatt und rund — man könnte sie so feinen Scheit weiterbringen. Aber sie steckt in einem Weidengestrüch und links und rechts ist ein Henkel. Dadurch werden starke Stöße gesteckt, und so kann man das Ungetüm dann auf den Schultern tragen.

Die beiden ziehen los. Vorn der Wimmer. Hintereinander der Kübler. Alle zehn Schritte machen sie halt, verschaukeln, dann geht es weiter.

Tagsüber hat es geregnet, und der

Boden ist tief aufgeweicht. Bei jedem Tritt sinkt der Fuß ein gutes Stück in den Schlammbrei.

Auf einmal ein Knack — der eine Stock ist gebrochen. Die Mine saust herab und der Kübler schreit: „Mei gar'n, mei gar'n! O jerum — hin is er, ganz hin!“

Der Wimmer besieht beim Scheit einer aufsteigenden Leuchtfluge den Schaden. Tief im Schlamm steckt des Küblers rechter Fuß, die Mine aufricht darauf. Der Kübler jammert drauf los, er ist der Ansicht, daß die Mine ihm den Fuß zerquetscht hat. Der Wimmer hält das auch für wahrscheinlich. Er wirft den Koloss um, zieht den Fuß vom Kübler heraus aus dem Dreck. Preßt dann an dem Stiefel herum und fragt: „Tut 's da weh — oder da — oder da?“ Keine Antwort vom Kübler.

„Keinlaut kommt die Antwort: „Na, nir tut weh, weil eben alles verbanzt ist!“ Also herunter mit dem Stiefel. Der Einfachheit halber, und um dem Kübler jeden

unnötigen Schmerz zu ersparen, schneidet der Wimmer das Leder der Länge nach durch.

„Ich trau mich gar nicht hinschau'n“, jammert der Kübler. Doch sein Kamerad ist furiosiert, zieht den Socken aus. Der nackte Fuß kommt zum Vorschein, nicht ganz sauber gewaschen, aber heil und ganz. Nichts von einer Quetschung, gar nichts. Die Erklärung ist einfach. Die Mine ist wohl auf den Fuß gefallen, doch der hat in dem feuchten Lehm nachgegeben, er wurde von der Zentnerlast nur ins Erdreich gedrückt.

„Gar nir is kaputt!“ Der Kübler kann es kaum glauben.

„Gar nir, dummer Teiji!“, mault der Wimmer. „Mlich in eine solche Angst verlegen! Du bist und bleibst halt ein wehleidiger Tropf!“

Wegen des zerbrochenen Stocks ist die Mine in dieser Nacht liegengeblieben. In der nächsten haben sich dann zwei andere „Transporter“ weiter mit ihr „amisiert“.

## Das Erwachen

Der Griesbauer von Waiblingen im Schwabenlande hat wieder einmal eingespannt und ist mit seinem Sawwägel zum Weinwirt in die nächste Ortschaft rüber g'fahren. Er hat so viel zum Keden g'habt an dem Abend und da nicht alle so ganz seiner Ansicht waren, hat er sich halt immer wieder ein Viertel Notizen bestellt, weil er sich dann viel leichter tut mit dem Keden. Und so ist dies weitergegangen bis spät in die Nacht hinein und als man gerade daran war, sich über die schwierigsten Probleme zu einigen, da hat halt der Griesbauer weder sehen noch geben können. Da seine Freunde aber die Griesbäuerin gefannt haben, waren sie sich darüber einig, daß er unbedingt beigebracht werden muß, denn außer dem Gaus schlagen, das schickt sich schon gar nicht für einen anständigen Ehemann. Da sie sich aber gar keinen anderen Rat mehr gewußt haben, haben sie den Griesbauern hinten in sei Sawwägel neig'legt, haben dem alten Braunen eins auf die Hinterband gegeben, weil sie g'wußt haben, daß der Gaul den Weg auch allein heimfindet. Und wirklich ist der Braune ganz sicher auf den Bauern sein Hof gangen und mit samt seiner führe in die Scheune hineingelaufr.

Die Griesbäuerin hat natürlich schon lange gewartet und hatte ihren Grimm schon fast vergessen, weil sie g'hört hat, daß er doch noch recht anständig reig'fahren ist. Sie hat sich schon eine kleine Begrüßungsansprache ausgedacht, aber so lange sie auch gewartet hat, vom Bauer hat sie nichts gehöret. Und weil er halt gar nicht gekommen ist, ist sie schließlich doch auf-

gestanden, um einmal nachzusehen. Sie kommt in die Scheune und sieht das Wägel mit dem leeren Bod, spannt kopfschüttelnd den Gaul aus und legt sich wieder ins Bett und denkt sich dabei eine noch bessere Rede aus, denn alles was recht ist, das Fuhrwerk allein heimzuführen, da hört sich schließlich doch alles auf.

Als der Griesbauer am nächsten Morgen in seinem Sawwägel drin aufwacht, hat er überhaupt nicht mehr gewußt, was los ist. Und wie seine bessere Ehehälfte in die Scheune reinkommt und ihren Gemahl



Walden

ganz giftig anschaut, da schwant dem Griesbauern nichts Gutes und halb besänftigend und halb entschuldigend sagte er Kleinlaut: „Alte, jetzt wois i wirklich net, entweder sie hent mer heut Nacht de Gaul g'hoßla, oder i han a Wägel g'fonde.“

## Ein gesegneter Appetit

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte und wirkte in Würzburg ein bedeutender Naturforscher namens Semper. Er war Direktor eines Universitäts-Instituts, das für seine hochsitzenden Pläne zu klein war und nach langem Zin und Her endlich durch einen Neubau erweitert wurde. Der Bau stand vor der Einweihung, man erwartete den Minister zu diesem feierlichen Akt, und der Gelehrte hatte sich für diesen mit einem Frühstück verbundenen Anlaß einen gesegneten Appetit aufbewahrt. Der Minister erschien aber nicht zur festgesetzten Zeit, ein Viertelstunde nach der anderen verrann, des Herrn Professors Zunger wuchs, und schließlich entschloß er sich, dem knurrenden Magen das ersehnte Opfer zu bringen. Er ließ sich ein ordentliches Frühstück ins Direktorszimmer bringen und hatte gerade begonnen, den Genuß den ersten Keiz abzugewinnen, als sich die Tür öffnete und der hohe Herr erschien. „Na, Herr Hofrat, Ihnen scheint 's ja zu schmecken“, meinte gutgelaunt der Minister. „Freilich, freilich“, antwortete der Gelehrte, „menn Sie so lange wie ich auf den Minister gemartet hätten, wär Ihnen auch der Appetit gekömmen!“

K. W. W.

## Die Bewerbung

Rnillhuber hat in der Zeitung ein Stellenangebot gelesen. Er setzt sich gleich hin und beantwortet es:

„Sehr geehrte Firma. Sie suchen einen Verkäufer, männlich oder weiblich. Da ich dies seit vielen Jahren bin, bewerbe ich mich um die Stellung.“

# Old man empfängt ...!

Von Otto Violan

Das kleine Ereignis, von dem hier die Rede sein soll, spielte sich in einem Lande ab, das — Sie mögen es mir nun glauben oder nicht — noch viel, viel demokratischer ist als zum Beispiel die USA. Die Bürger dieses Staates genießen das Vorrecht, wenigstens einmal in sieben Jahren dem Oberhaupt ihres Gemeinwesens einen Besuch abstraten zu dürfen, ihm die Hand zu drücken und sich zu erkundigen, wie es ihm geht. Auf diese Frage lächelt „old man“ (so nennt der Volksmund den Präsidenten), erwidert in ungezwungener Freundlichkeit, daß er sich leidlich wohl fühle, und fügt eine liebenswürdige persönliche Bemerkung für seinen Gast hinzu, die er von einer Liste abliest, in der Name, Wohnort und Beruf des Eingeladenen verzeichnet stehen. Der Einfachheit halber bittet man — obwohl es, wie gesagt, ein demokratischer Staat ist — zu gewissen Zeiten immer drei bis vierhundert Leute in das Haus des Präsidenten. Die Besucher werden dann in den Vorräumen zu einer langen, vielfach gewundenen Schlange geordnet und in einer Kette in den Audienzsaal eingelassen.

Vie hatte sich bis jetzt, dank der ausgezeichneten Organisation, bei diesem Schaue hande auch nur das Geringste ereignet, das irgendwie peinliches Aufsehen erregte. Aber einmal gab es doch einen Zwischenfall, an dem vielleicht bloß die Tatsache schuld war, daß sich der Präsident — nach der, viele Stunden zur Schau getragenen Höflichkeit — doch ein wenig abgepannt fühlte. Bis zum zweihundertsechsbundachtzigsten Besucher war alles glatt gegangen. Da wollte es das Missgeschick des Tages, daß in der Liste „old mans“ unter Nr. 287 und 288 zwei Bürger des freien Staates vorgemerkt waren, die beide auf den Namen Smith hörten. Zwar war der eine von ihnen der Oberrichter John Oliver Smith aus Beverly Hill und der andere Jack O' Smith, der in Kampfad einen Gemüßladen unterhielt; das schon ein wenig umflorte Auge des Staatsoberhauptes glitt jedoch, wohl gerade durch die Namensgleichheit irreführt, über John Oliver hinweg und blieb an dem Sag haften, der für Jack O' Smith bestimmt war. Ein Windstoß im Staatsdepartement hatte die Bemerkung vollstündlich-launig gehalten. Und so sagte „old man“ zu dem Oberrichter, der sich mit würdigem Anstand vor seinem Stuhl verbeugte, die verhängnisvollen Worte:

„Ich freue mich sehr, Mr. Smith, daß Sie den Namen, der Ihnen, für den Kohl, den Sie den Leuten vorsetzen, das rechte Verständnis hat und Sie mit Ihrem Grüngut gute Geschäfte machen!“

Der Oberrichter John Oliver Smith



Venedig (Markusplatz am Abend)

G. Pevetz

wurde nach dieser Äußerung ein wenig bleich. Aber er verlor seine Fassung nicht. Nach den Grundsätzen des freien Landes durfte jeder seine Meinung dem anderen ungeschminkt ins Gesicht sagen. Also konnte auch „old man“ seine Ansicht über die Tätigkeit des Oberrichters in diese seltsamen Worte kleiden. Und: „Keep smiling“, so lautet ein anderer Grundsatz seines Volkes. Also entfernte sich John Oliver Smith mit einem verbindlich heiteren Gesicht.

Und das Verhängnis nahm seinen Lauf. Ein Glied in der langen Reihe freundlicher Worte fehlte und die Kette schloß sich nicht wieder. Der Präsident war einmal müde geworden, aber er irrte sich nicht zum zweiten Male. Und so bekam jeder das Sprüchlein zu hören, das eigentlich für seinen Hintermann gedacht war.

Der Vorfall trug sich, wie gesagt, in einem äußerst demokratischen Staatswesen zu. Es wäre daher verwunderlich gewesen, wenn von den zweihunddreißig Besuchern, die noch an der Tour waren, nicht ein einziger dem freundlichen Widersinn, den der Präsident seiner Tätigkeit spendete, widerprochen hätte. Das tat denn auch einer. Nur war es, seltsamerweise, der letzte, der vor „old man“ stand.

„Old man“ hatte keinen liebenswürdigen Zuspruch mehr zur Verfügung. Seine Liste war erschöpft. Aber er wollte auch diesem Letzten etwas Verbindliches sagen. Daß irgendetwas im Programm in Unordnung geraten war, merkte der Präsident nun auch. Aber er wußte nicht, wie und wodurch es geschehen war. Er hielt den Menschen, der sich dreißigjährig vor ihm aufbaute, für einen Überzähligen.

„Ich freue mich sehr, Mr. ... Mr. ...“

„Patrick Bradley ...“, kam ihm der Audienzwerber zu Hilfe.

„Ich freue mich sehr, Mr. Bradley, daß

die allgemeine Prosperität sich auch für Ihr Gewerbe günstig auswirkt und hoffe, daß Sie in den nächsten Jahren meiner Präsidentschaft nicht über einen Mangel an Kunden zu klagen haben werden ...“

Da lachte Patrick Bradley unzeremoniell auf.

„Goffen Sie das nicht, old man“, sagte er. „Ich will mir gern anderweitig mein Geld verdienen, wenn es im Lande nun wirklich besser wird. Was aber mein Geschäft anlangt —“, der Mann schüttelte sich von neuem — „so liegt für Sie wenig Grund vor, mir einen erhöhten Absatz zu wünschen.“

„So?“, sah der Präsident erstaunt auf.

„Ja, was sind Sie denn eigentlich von Beruf?“

„Ich bin der Scharfrichter von Queens-town“, war die schlichte Antwort Patrick Bradley's.

★

## Wortfarg

König Friedrich Wilhelm war bekannt: als ein Herr, der äußerst sparsam mit den Worten war. Anlässlich eines Kuraufenthaltes in Marienbad wurde ihm mitgeteilt, daß hier ein österreichischer Kanzleiarzt weile, der sich mit ihm an Sprechknappheit wohl messen könne. Der König äußerte den Wunsch, den Mann kennenzulernen und im Kurgarten fand dann das Zusammentreffen statt. Der König leitete die „Unterhaltung“ ein:

„Trinken?“

„Spazierengehen.“

„Militär?“

„Kanzleiarzt.“

„König.“

„Gratuliere!“

„Danke!“



Florenz (S. Spirito)

E. M. Wagner

## In den Gärten des Augustus

Von Erich Knud Kernmayr

Zeichnungen von Leo v. Weiden

Im Süden unten, dort wo der Himmel zur Erde kommt und mit seiner rauschenden Blut die Herzen der Menschen zu sich herauf hebt, liegt vor dem Golf von Neapel die Insel Capri.

Klein ist die Insel, fast winzig. Aber klein und winzig ist auch das Glück, das uns Menschen wird, im steten Suchen und Irenen.

Die Häuser von Capri klettern die steilen Terrassenstraßen aufwärts und fließen wie weiße Schwalbennester an dem Felsen.

Die blauen, überreifen Trauben in den halb gepflegten, halb wilden Gärten, die gelbrotten Feigen der großen Stachelkasteen, die in den schmalen Wegen zwischen den hohen Gartenmauern wachsen, die summen den Käser des Südens, die über

uns wegschwirren und die tausend Kleinen, bunten Eidechsen, die unter unserem Fuß davonrauschen, sind kleine, schillernde Mosaiken des Zaubers der Insel, dem wir unterliegen.

Abends, wenn die zitternden Silhouetten der silbernen Oliven am Himmel emporwachsen und der große, blaue Bogen über uns feuriges Malen beginnt, flattern drüben in Capri die ersten schillernden Lichter auf, die längs des Golfes sich entzünden und rufen und locken übers weite Meer. Schon glimmen in Sorrento die Lampen und steil über Pompeji lodert die Feuerlohe des ewigen Vesuvius unruhig zur Höhe.

Ich singe in den Gärten des Augustus und atme das Rauschen des Meeres und trinke die zitternden Lichter der schwan-

kenen Fischerboote, die ausfahren zum nächtlichen Fang. Und neben mir sitzt eine wunderbare, fremde Frau. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen. Denn die Nacht ist auf leisen Sohlen über 's Meer gekommen und hat die Insel weich und sanft mit ihrer dunklen Decke eingehüllt. Ihre Hände, schmal und feingliedrig, die neben mir auf der Steinbank ruhen, sind alles, was ich von ihr noch sehen kann. Aber auch sie werden bald im Dunkel ertrinken.

Ich streiche im Traum über diese schlanke, gepflegte Hand mit den leicht schimmernden Nägeln, als die Finger plötzlich wie erschreckt auffahren und durch die Luft flattern. Eine Seeschwalbe, die sich im Gerädel des Wassers verpäpeltet, strich überaus nahe an uns vorbei. Trunknen folgen meine Augen den fiegern. Und

irgendwie scheint mir diese Hand wie eine zierliche, große Spinne. Was sie hält, hält sie fest diese Hand denke ich. Und der von ihr gehalten wird, ist wohl geborgen — oder verloren...

Tausend Gedanken schwirren aus der Nacht. Tausend Lichter, die da drüben aufklaren, fliegen über 's Meer und glimmen auf, auf dieser Hand.

Noch immer hat die Frau an meiner Seite kein Wort verloren. Unter uns in der piccola marina rauscht Woge auf Woge an dem leichten Strand. Die Faraglioni verschwimmen irgendwo in der schwarzen Flut.

Auf einmal erbebt sie sich an meiner Seite. Und ich gehe mit ihr. Und wie selbstverständlich, legt sie mir ihre schmale Spinnenhand auf meinen braungebrannten Arm, und unfer Gleichschritt klingt wie eine monotone Melodie durch die engen Winkelgassen.

Und ich erzähle ihr von meinen Sorgen, von meinen Nöten. Von den tausend kleinen Dingen, die uns quälen und die oft unser Schicksal entscheiden. Sie nickt an meiner Seite, und ihre weiche Hand streichelt über meinen Arm.

Sie geht mit mir vorbei an den lachenden Menschen des Piazza municipio und erst weit unter dem Rater Szigigeigei löst sie wortlos ihre Hand von meinem Arm. Ehe ich noch etwas sagen kann, ist sie still in der kleinen, dunklen Nebengasse verschwunden.



Zuerst will ich sie suchen. Aber dann tröste ich mich. Morgen finde ich sie wieder. Capri ist klein, und ich muß sie morgen wieder sehen.

Mein Schritt ist beschwingt, und die biten Steinfließen unter meinen Füßen klingen wie eine beruhigende Melodie.

Endlos war die Nacht. Das Meer rauschte wilder und warf seine Flut höher

herauf zu mir, als in den anderen Nächten. Erst gegen Morgen verfiel ich in einen dumpfen, traumlosen Schlaf.

Und dann suchte ich. In allen Goleis. Bei der Porta von Anacapri, beim Arco naturale, in der Grande marina, in den Grotten und hoch oben im Castell des Barbarossa. Ersthöpfst wartete ich am Abend in dem Garten des Augustus. Wieder flammten die Lichter über den Golf. Wieder strichen die Seeschwaben über mich hinweg. Wieder rollten die Wasserberge gegen das Ufer. Aber ich blieb allein.

Tagelang währte mein Suchen. Zuerst zerfahren und hastig. Dann systematisch und verbissen. Schließlich verzweifelt und hoffnungslos.

Spät am fünften Tag trat ich in die kleine Osteria di Carmela, von der man weit über 's Meer sehen kann und setzte mich wie sonst zu den drei alten Fischern. Der Rotwein glänzte in den kleinen Gläsern.

„Wo hast du denn jetzt immer gesteckt?“, fragte mich vorwurfsvoll der alte Pietro, der mich ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte.

„Ich habe jemanden gefunden und nicht gefunden!“, versetzte ich traurig, „das Ganze ist mir ein Kästel —“

Die drei Capresen spitzten die Ohren. „Eine Frau?“

„Ja, eine Frau!“

„Nicht gefunden? Hier auf Capri?“ Hastig stürzte ich das dritte Glas hinunter. „Nein, nicht gefunden!“

Die drei alten Freunde rückten näher zusammen. „Wo hast du sie getroffen?“, forschte Pietro unsicher, als ich geendet hatte, „in den Gärten des Augustus?“ Die alte Margarittha kam neugierig näher.

„Der Abend war so klar“, sagte ich feufzend, „ich saß droben und sah hinunter ins Meer. Auf einmal saß sie neben mir. Ich muß im Träumen ihr Kommen rein überhört haben. Und dann sah ich sie nicht mehr genau, es dunkelte schon zu stark. Nur an ihre schmalen, zarten Hände fann ich mich so gut erinnern —“

„Und sie sprach kein Wort?“, fragte die alte Margarittha atemlos ins Gespräch.

„Was verstehst du davon?“, sagte ich unwirsch, „ihre Finger sprachen. Sie lockten und gewährten — sie rufen mich heute und alle Tage —“

Die Männer rückten unruhig von mir ab. Nur die alte Carmeriera trat hilfsbereit auf mich zu.

„Aber die Felsen drüben, da hat der große Tiberius seine Frauen von den basiliischen Sklaven stürzen lassen, wenn er ihrer über ward. Du kennst doch den salto di Tiberius — und heimlich kommen sie immer wieder auf die Insel. Es treibt sie die Sehnsucht nach dem Leben, das sie so blutjung verlieren. Sie sitzen an unserem Tisch, ohne daß wir sie sehen und geben mit uns die schmalen Capesen, ohne ein Wort zu reden und ohne zu wissen be-

gegen sie uns einjam in den nächstlichen Stunden der Insel. Nur wenigen ist es vergönnt sie zu sehen. Es sind nur die Ausgewählten der Kaiserinnen des Tiberius und ihre Verabingung befestigt die Männer. Aber es haftet auch ein Glanz an diesen Stunden, der fluch der ewig



unerfüllten Sehnsucht nach der einen Frau der Erfüllung, der du nie im Leben begegnen kannst...“

„Alles nur leeres Weibergewäsch!“, überschrie der alte Pietro die kange Stimmung, die sich von draußen her in die kleine Osteria geschlichen hatte. „Woh ein Litter! — den zahle ich!“

Benommen füllten wir die Gläser. Die Gitarre an der Wand flang leise auf. Aber niemand achtete mehr darauf. Der schwere Desjuwein perlte und prickelte im Blut.

Früh am Morgen, als wir uns trennten, sagte Pietro noch ein wenig unsicher in der engen Gasse: „Es wird eine fremde Frau gewesen sein — die am nächsten Morgen mit dem Dampfer wegfuhr — amico, schlag die die ganze Geschichte aus dem Kopf!“

Ich lachte und schritt tapfer heimwärts. Aber an der Ecke schwenkte ich ab und ging hastig und voll Hoffnung die Skala zu den Gärten des Augustus hinunter.

Der Morgen tauchte strahlend aus dem tiefblauen Meer. Tausend farben flimmerten im leichtbewegten Wasser auf und ritten mit der feinen Wogensicht heran an die Insel. Der blaue Himmel ertrauf irgendwo in der ferne im Tur des Wassers.

Und mitten durch das tiefe, glühende Blau, kam durch seine leuchtende Farbenpracht die große Sehnsucht auf mich zugeschritten und ging mit mir durch 's ganze Leben: Die Sehnsucht nach der Frau der Erfüllung, der ich nie mehr begegnen kann...

# Malura und Dieterich auf Reisen

Zeichnungen von Oswald Malura

## Der Feinschmecker

Von W. Dieterich

Ich saß im Garten vor einem Gasthaus an der Straße. Neben mir lag auf der Erde ein langhaariger Dackel, der träg und ohne Neugierde gegen die verschleierte Sonne auf meinen Teller blinzelte. Ich aß zufrieden meinen etwas säuerlichen Kartoffelsalat und kaute ohne Ärger ein Stück zähes, halbfestes fettiges Schweinefleisch. Ich hatte Hunger, es war schon weit über Mittag, und ich hatte heute noch nichts gegessen. Aus dem Haus drang kein Laut, nur der Geruch von altem Käse, der durch das offene Fenster zog, ließ das Gefühl einer gänzlichen Verlassenheit nicht aufkommen. Ein Schwarm von Mücken, der dauernd vor meinem Gesicht hin und her summt, störte mich kaum in meinem lässigen Dahinsinken.

Vor ungefähr einer halben Stunde, vielleicht waren es auch nur zehn Minuten, knarrte ein Leiterwagen vorbei mit einer Ladung von mittelgroßen Käfern, die auf Stroh lagen. Dann kam niemand mehr, kein Mensch und kein Fuhrwerk. Ich war allein und vermisse nichts. Ich hätte stundenlang so sitzen können, vor Augen das Stück staubige Straße, davor das verwilderte Strauchwerk mit dem schiefen Gartenzaun, und ein schöner runder Apfelbaum mit kräftigem Stamm und schlankem Gezweig, das die überfüllte der kleinen roten Äpfelchen gerade noch tragen konnte.

Da hinkte er durch das Grotto herein, er bückte sich schwerfällig und las einen Zigarettensumpfen auf, nicht mehrmals mit dem Kopf und streckte den Fund in die obere Rocktasche. Sein fleckiggrauer Filz schlappete auf allen Seiten herunter, nur der vordere Rand war steifer und über der Stirne aufgebogen. Er hatte einen gelblichgrünen Mandelkerentanz an, die Sohlen waren unten aufgeschlagen, an den Füßen trug er Sandalen, eine Sandale war mit einer vielfach umwickelten Schnur befestigt. Er grüßte, indem er andeutend seinen Stock hob. Sein Mund verzog sich zu einem gemüthlichen Lachen, ein roter Schnaubbart stand dorthin über den Lippen ab, bräunlich feucht von Nikotin und Speichel. Die Zähne waren tadellos, nur ebenfalls vom Tabak verfärbt.

Ich gab ihm zehn Pfennig, er nahm sie und sagte: „Danke schon Herr, danke schon.“ Dabei schaute er mich ruhig und freundlich an, wie einer, der einem eine Gefälligkeit erwiesen hat und den Dank gutmütig von



der Hand weißt. Auf mein Befragen, wo er schon herkäme heute und wohin er noch hinauswolle, nickte er mir vertrauensvoll zu, trat näher, neigte sich über den Tisch her und sprach dann langsam und zwanglos.

„Wissen Sie, solange es noch warm ist, da gehe ich immer zu Fuß, es geht nicht mehr so gut, aber es geht, ha, es geht sogar sehr gut, und der Winter, freilich, der ist kalt und naß, aber er geht auch. Und wenn es erst wieder wärmer wird, dann ist bald Frühling, das begreift nicht jeder, können Sie das begreifen, wie das ist, ich kenne das. Das muß man schmecken, wissen Sie, da reicht ein ganzes Leben nicht, um das auszukosten. Ich brauche keinen Schnaps und kein Bier, ich trinke nie, jeder Pfennig wird genutzt, wozu soll ich trinken, das ist nichts für mich, sonst würde ich es tun. Tabak, ja, natürlich, Tabak, das ist alles. Und manchmal eine Tasse Bohnenkaffee und ein Stück Kuchen

dabei, das hab' ich gern, da bin ich wie mein Vater, der war ein Feinschmecker. Ich wollt', er würde noch leben, das wäre gut, der war Unteroffizier im großen Krieg, oh, das war ein Mann, der konnte rechnen und schreiben. Aber mein Bruder, der ist eigenförmig, wie das oft so geschieht unter Brüdern, und was hat er davon, nichts, gar nichts, nur Ärger. Der ist kein Feinschmecker und wird nie einer werden. Er ist kein schlechter Mechaniker und er wird bezahlt dafür, gut bezahlt, jede Woche wird ihm sein Geld in die Hand gedrückt. Aber was hat er davon, alles verkauft er, kaum kam ihm seine Frau ein ausländisches Essen kochen... Zu einer Tasse Bohnenkaffee reicht es nie. Wenn ich ihn einmal im Jahr besuche, gibt er mir drei Mark, damit ich mich gleich wieder aus dem Staub mache. Dann hat er ein Gärtchen hinter dem Haus, da habe ich ihm einst mit ein paar Brettern eine

Bank zurechtgenagelt. Glauben Sie, daß er sich darüber gefreut hätte, weggerissen hat er das schöne Ding noch am gleichen Abend und mit der Art alles klein geschlagen, und unsinniges Zeug vor sich hergeschleudert. Die Frau hat geweint, sie hatte ihr Gefallen an der Bank, da wurde es noch schlimmer, er gab ihr einen Stoß, daß sie fast gefallen wäre, dann ist er wegelaufen. Sagen Sie, muß denn das sein. Sehen Sie, er hätte einen Tisch dazustellen sollen, wir hätten uns zusammen daran-gesetzt, die Frau hätte einen guten Kaffee aufgetragen, das wäre mir lieber gewesen als seine drei Markstücke. Aber da ist nichts zu machen, wer kein Feinschmecker ist, der sackelt seine Tage dahin und ist dümmer als eine Vogelscheuche. Eine Vogelscheuche, das ist doch wenigstens etwas, die steht im Feld, vielleicht etwas schief, aber sie steht und klappert, wenn ein Wind geht. Das kann man doch ansehen, und die Vögel fürchten sich nicht davor, die fliegen trotzdem, wie sie wollen, ganz friedlich."

So redete er noch lange, eintönig, ohne die Stimme zu heben oder zu senken, nur seine Augen sprühten vor Wärme und Lebendigkeit, etwas listig, etwas traurig, meist aber unberührt frohlich und gütig, wie eben nur die Augen eines Feinschmeckers blitzen können. Ploßlich verstummte er, hob grüßend seinen Stof, flopfte zweimal damit auf den Tisch, gab mir die Hand und hinfte, wie er gekommen war, nachlässig und unbekümmert durch das Hofstor hinaus auf die Strafe.

Zwei Tage später sah ich ihn wieder, wir fuhren im Auto an ihm vorbei. Er saß auf einem Brückengeländer und rauchte Pfeife. Ich stieg aus, als ich vor ihm stand, wollte er mich nicht wieder erkennen. Er roch stark nach Schnaps. Ich versuchte, ihn an unsere Begegnung zu erinnern. Er wandte ruhig den Kopf ab, dann rutschte er die Straßendböschung hinunter und legte sich mit dem Rücken ins Gras.

Es ist anzusehen, daß ein Autofahrer

nach seiner Ansicht keine Gesellschaft für einen Feinschmecker sein kann, daß er sich geschämt hätte, weil er getrunken hatte, ist wenig glaubhaft. Ich habe ihn enttäuscht. Es wird ihm jetzt nicht in den Kopf gehen wollen, daß er sich jemals mit mir eingelassen hat. Vielleicht wird er etwas traurig sein, vielleicht. Ärger wird er sich bestimmt nicht. Was geht ihn ein Autofahrer an, was gehen ihn die Leute an, und gibt es überhaupt noch Feinschmecker unter den Lebenden. Ich hätte gern mehr von ihm erfahren, vielleicht war er wirklich ein Feinschmecker. Er hatte ehrliche Augen, da war nichts Trübes und Widerwärtiges darin.

## Herberge

Erinnerung kehrt wieder ein  
Und weilt bei dir als stiller Gast.  
Das blüht so mild wie roter Wein  
Im fremden Glas auf kurzer Raft.

Der Abend dämmt vor den Fenster-  
scheiben,  
Doch glänzt die Stube hell im Licht  
Der Bilder, die geruchsam treiben  
Vorüber, bis der Wirt das Schweigen  
bricht.

Die Lampe wird geschäftig hergebracht,  
Klar Ding will tüchtige Beleuchtung  
haben.

Die Träume fliehn verwunschene in die  
Nacht  
Und klingen um den Meilenstein im  
Strafengraben.

Da liegt vielleicht ein Vagabund  
Und lauscht im Schlaf beglückt  
Dem Wiegenlied aus fernem Mund  
Und fühlt nicht mehr, was ihn bedrückt.

W. D. Herich

## Die Erfindung der Glühlampe

Fremdenführer spielen ist oft eine un-dankbare Aufgabe. Besonders, wenn es sich darum dreht, durch eine fabrik-ü-gierige Besucher zu führen, die auch nicht das geringste von all dem verstan-den, was sie zu sehen bekommen. Darum hatte sich der Ingenieur, der vor ein paar Jahr-jehnten die Besucher einer der ersten amerikanischen Elektromaschinenfabriken durch den Betrieb zu führen hatte, ange-wöhnt, seine Gäste nach Strich und Faden zu verfohlen. Einmal führte er einen Mann, der sich für alles lebhaft interessierte, dem aber nichts zu imponieren schien. Das ärgerte unseren „Barenführer“, und seine Phantasie kannte keine Grenzen. Er be-richtete von Riesennaschinen, die es damals noch gar nicht gab, und erzählte schließlich wie die Erfindung der Glühlampe nur einem Zufall zu verdanken sei, nämlich der Beobachtung eines Blitstrahls, der sich an einer Essigflasche gespiegelt habe. Der Gast hörte andächtig zu und ging befrie-digt von dannen. Noch am selben Tag kam ein Paket für den Ingenieur an. Es enthielt ein Buch und eine Widmung, auf der ein Blitstrahl und eine Essigflasche gemalt war. Die Unterschrift aber lautete: „Meinem freundlichen Führer, dem ich so interessante Aufklärung verdanke, sende ich hier mein neuestes Buch zur Erin-nerung Thomas Moa Edison.“

X. W. W.

## Das Taschentuch

Ein Ehepaar war bei einem tieftrau-rigen Theaterstück. Sie weinte im ersten Akt, sie weinte im zweiten Akt und als der dritte begann, bot ihre der Gatte sein Taschentuch an.

„Wein laß nur“, schluchzte sie, „der dritte geht auch noch hinein.“





Lesendes Mädchen

G. W. Schott

## Wieder auf der Insel

Skizze von Heinz Tattermusch

Eben hatte der Dampfer den Hafen hinter sich gelassen und fuhr bei steigender Flut vorsichtig ins Wattenmeer hinaus, da tauchte auch schon vor Hans Ohlfens Augen die kleine Insel wieder auf. Bald hob sie sich deutlicher aus dem leichten, dunstigen Schleier heraus, der über der fast unbewegten, spiegelnden Wasserfläche lag. Die Sonne zerstreute allmählich das flaumige Gewölk und Hans Ohlfens öffnete seine Jacke, legte seine Arme breit auf die Rückenlehne der Bank und atmete tief die frische Seeluft ein. „Da bin ich also wieder“, dachte er „und es ist wie im vergangenen Jahr.“ So hatte er die Insel oft in Gedanken vor sich gesehen, mit ihren wenigen Häusern und den weidenbüden Kühen auf den Wiesen, die alle im Wasser zu stehen schienen, so flach war das Land auf dieser Seite. Aus der Entfernung betrachtet, kam es Hans Ohlfens überhaupt fast so vor, als wäre die weite, spiegelglatte Wasserfläche, die das Schiff

nach von der Insel trennte, zu Luft geworden, und als schwebte diese jetzt mit ihrem lustigen Spielzeug von Häusern, Bäumen und Tieren unerreichbar über ihm inmitten der weißen Wölken am Himmel. „Glückliche Insel!“ murmelte er und schaute dann den Möwen zu, wie sie freischend mit sicherem Flügelschlag das Schiff umflogen. Wie die Zeit verging! Nun waren sie gleich da. Der kleine Dampfer rutete und legte an der weit ins Meer hinausgebauten Landungsbrücke an.

Da stand ja auch schon Frau Janzen, bei der er wieder wohnen wollte. Freundlich lächelnd kam sie ihm entgegen. Er hatte ihr geschrieben gehabt und nun waren sie gleich wieder vertraut miteinander wie alte Bekannte. Was war schon ein Jahr Abwesenheit! Und doch, etwas verändert hatte sie sich wohl. War ihr Haar nicht grauer geworden und ihr Gesicht ein wenig saltiger? Er konnte es nicht sagen. „Sie sehen recht blaß aus,

Herr Ohlfens“, meinte Frau Janzen in ihrer mütterlichen Art und betrachtete sein schmales, verschattetes Gesicht. „Ich weiß es noch, wie Sie im vorigen Jahr mit Fräulein Sanders zusammen hier wegstubten. Wie braun und frisch sahen Sie doch da beide aus!“ „Ja, ja“, sagte er nachdenklich werdend, „das macht das Leben in der Stadt und die viele Arbeit. Aber nun soll es wieder so sein wie damals, eine ungebundene und vergnügte Zeit.“ Er atmete auf und schaute fröhlich um sich. „Mir ist schon fast so, als sei ich garnicht fort gewesen und ich glaube, ich kenne noch alle Leute hier.“ Er hatte sein Gepäck auf dem kleinen Wagen verkauft, nahm Frau Janzen die Deichsel aus der Hand und sie setzten sich langsam in Bewegung. „Was macht denn Vater Janzen?“ fragte er sie lächelnd. Mit dem alten Schiffer, ihrem Vater, hatte er gern vorm Haus gejeffen; der würde sich auch freuen, ihn wiederzusehen. „Vater

ist im Frühjahr gestorben", sagte sie trübe und schaute zu Boden. Hans Ohlsen konnte es kaum glauben. Er war doch noch so rüstig gewesen. Es tat ihm sehr leid. „Es ging sehr schnell", sagte sie und wuschte sich flüchtig mit dem Schürzenzipfel übers Gesicht. „Er bekam einen Schlaganfall. Drei Tage hatte er noch gelebt. Man mußte es eben hinnehmen.“

„Wissen Sie eigentlich, wie es Fräulein Sanders geht?“, fragte sie dann neugierig und schaute ihn von der Seite an. „Nein“, sagte er nachdenklich und blickte aufmerksam zu ihr hin. „Woher soll ich das wissen?“ „Nun, ich dachte nur, weil Sie sich doch für das Fräulein damals etwas zu interessieren schienen“, meinte sie verlegen, „und dann reisten Sie ja auch zusammen ab. War es nicht so?“ „Wir waren recht gut miteinander bekannt geworden“, sagte Hans Ohlsen zurückhaltend; „aber leider habe ich schon lange nichts mehr von ihr gehört. Sie lebt ja auch ganz wo anders. Gewiß denkt sie längst nicht mehr an mich.“ „Nein, wie man sich doch täuschen kann“, sagte Frau Janßen und schaute ihn merkwürdig an. „Es ist nur so“, fuhr sie lächelnd fort, „Fräulein Sanders hat sich für morgen angemeldet.“ „Ach nein!“, sagte er überrascht und überlegte es sich einige Zeit. Das hatte er nicht erwartet, daß er Wiebke Sanders hier wiedersähen würde. Warum hatte sie ihm nur auf seinen letzten Brief nicht mehr geantwortet? Wahrscheinlich hielt sie es nicht mehr der Mühe wert. Es war sehr schade, denn sie war ihm nicht gleichgültig gewesen. Nun war natürlich alles vorbei. „Gibt es sonst

noch Überraschungen auf der Insel?“, fragte er mit betonter Lustigkeit. Etwas fiel Frau Janßen ein, das sie sichtlich erbeiterte, wenn es ihre auch leid tat, natürlich. Die Anna Göpke, die Tochter vom Krämer, hatte ein Kind bekommen. „Die hat es auch nötig, unter die Häube zu kommen“, meinte sie vielsagend. „Das Schlimme dabei ist nur, daß sie wohl nicht weiß, wer der Vater ist. Ein hübsches Mädchen ist sie ja immer noch“, fuhr sie anerkennend fort, „und Geld hat sie auch. Da drückt man ein Auge zu.“ Richtig, die Anna kannte Hans Ohlsen doch. Einmal war er ja mit ihr recht lustig zusammen gewesen, damals beim Tanz in der Strandhalle und auch nachher. Es war eine warme, dunkle Nacht gewesen und die Anna war ein derbes, freisches Mädchen. Freilich heißes Blut hatte sie wohl. Daran erinnerte er sich auch. Aber das war alles gewesen, ehe Wiebke Sanders angekommen war, denn dann hatte er fast die ganze Zeit nur mit ihr zusammen verbracht. O ja, Frau Janßen wußte doch ganz gut Bescheid.

Dann waren sie vor dem kleinen Gäuschen angelangt und er bekam wieder dasselbe Zimmer, wie im vergangenen Jahr. Abends ging er noch nach dem Strand auf die andere Seite der Insel, die nach dem offenen Meer zu lag und sah lange auf die See hinaus. Wie oft hatte er hier mit Wiebke gestanden. Er mußte plötzlich wieder sehr an sie denken, an ihr schmales, junges Gesicht mit den warmen braunen Augen und an ihre zierliche Gestalt und wie er dann durch die Dünen heimging, fielen ihm auf Schritt und Tritt Erinne-

rungen an sie ein. Es war eine schöne Zeit gewesen, trotz allem; aber war es nicht doch besser, nicht mehr daran zu denken? Er war nicht böse auf sie, daß sie ihm nicht mehr geantwortet hatte, nein, dazu war ihre Beziehung wohl zu zart und unverbindlich gewesen; aber es würde doch richtiger sein, wenn er morgen nicht mit nach der Landungsbrücke ging, um sie abzuholen. Es sähe vielleicht so aus, als wollte er sich ihr aufdrängen.

Wenn das Wetter alle Tage so schön blieb, dann konnte man nach Herzenslust baden und im Sande liegen, wie es Hans Ohlsen am nächsten Tag schon tat. Danach war er aber auch noch im Dorf umhergegangen und hatte alte Bekanntschaften wieder erneuert; die Anna hatte er auch getroffen. Wahrhaftig, sie konnte sich erst garnicht mehr auf ihn besinnen, machte runde Augen und fuhr sich mit der Hand nachdenklich über ihr schwarzes, kraffgeknotetes Haar. „Ei, Anna, wie kann man nur so vergeßlich sein“, hatte er geäußert. Da war sie doch ein bißchen erötet. Aber sie ließ sich nichts weiter anmerken und hatte dann noch ganz unbefangen mit ihm geplaudert. Von ihrem Kind hatte sie ihm freilich nichts gesagt. Er hatte auch nicht danach gefragt.

Als Hans Ohlsen am Abend noch allein den Strand entlangging, hörte er hinter sich auf dem gepflasterten Weg leicheres Sandalenklappen. Er hörte es gern. Es hatte einen so unschuldigen Klang. Es war sicher ein Mädchen, vielleicht ein Kind. Es waren eilige Schritte, die sich schnell näherten. Doch kurz hinter ihm stockten sie und schienen zu zögern. Er



Herbststürme

Toni von Stadler †



**Löwenbräukeller** Stiglmayrplatz  
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte

**Groß-Konditorei CAFÉ MACH**  
Rosenstraße 11

**Café Luitpold**  
Nachmittags u. abends Konzert

**Weinhaus Birk**, Kaufingerstr. 33  
la Küche von früh bis abends  
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

**Bärenschänke** Fürstenfelder-  
Straße 15  
Das behagliche Mittag- u. Abendbrot

**Café Perzel** an Marienpl.  
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten

**Café Orlando di Lasso** an Platzl  
nachm. Konzert Täglich abends Tanz

Besucht die Vorstellungen der  
„DACHAUER“ im „PLATZL“  
gegenüber dem Hofbräuhaus

**Café am Dom**  
Kaufingerstraße

**Hotel Stadt Wien** am Hauptbhf  
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen  
spielen täglich nachmittags und abends

WENN *Photo — DANN Schaja*  
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32



*Gut gepflegt*  
sind Sie im  
*gemütlichen*  
*Vier Jahreszeiten-*  
*Keller*

**Qualitätsdrucke**

Graph. Kunstanstalt W. Schütz  
München, Herrstr. 8-10 Telefon 207 63

Lerne  
Auto- u. Motorrad-  
fahren bei  
**Speitfer**  
Tel. 13269  
**Kapellenstr. 1**  
Kreuzer-Café-Festlokal

WERBUNG  
BRINGT ARBEIT!

**HEINLOTH & Co** K.D.T.-  
GES.  
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.  
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

**Klischees** *Werkstatt*  
für Reproduktionen  
Bücher, Zeitschriften  
u. Zeitungen  
Münchener  
**Klischee-Anstalt**  
Kanalstr. 3 / Tel. 27467

**Münchener Kunstschulen**

SCHULE FÜR DIE KUNST  
von Adolf Schläpfer in Icking/Isartal  
mit Lehrstätte München, Odeonsplatz 2  
staatl. anerk. / Allgem. Künstlerziehung

Münchener Lehrwerkstätten  
Modzeichnen, Gebrauchsgraphik,  
Zeichnen, Malen, Absatzk 17-18 III,  
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30147

*Immer abends als Letztes*  
**Chlorodont**

sah sich flüchtig um. Überrascht blieb er stehen. Es war Wiebke Sanders. Erst waren sie beide verlegen, dann nahm er sich zusammen. „Es freut mich, Sie wiederzusehen, Fräulein Sanders“, sagte er höflich. „Ich freue mich auch“, erwiderte sie fast unhörbar. „Ich bin eben angekommen.“ Sie sah recht blaß und angegriffen aus, fand er, aber ein hübsches, weißes Kleid trug sie mit einem roten Gürtel über den schlanken Körper. „Wie geht es Ihnen denn?“, fragte er zurückhaltend. „Danke schön“, sagte sie leise. „Jetzt geht es mir wieder ganz gut; aber es war im letzten Jahre nicht immer leicht für mich.“ Sie sah ihn bittend an. „Verzeihen Sie nur, Herr Obflin, daß ich Ihnen nicht mehr geschrieben habe. Diese leichte, sorglose Art, in der wir uns hier kannten, lag mir dann so fern und ich fürchtete, Sie

mit meinen Sorgen zu belästigen.“ Sie schwieb und sah verlegen vor sich hin. „Allo, mangelndes Vertrauen“, sagte er vorwurfsvoll und legte seine Hand auf ihren Arm. „Kommen Sie, wir gehen ein Stück zusammen.“ Während sie nebeneinander hergingen, sprach sie meistens und er hörte zu. Dann standen sie auf einer Düne und schauten wieder zusammen aufs Meer hinaus und sahen die Sonne blutrot und riesengroß darin versinken. Unter der glasklaren, grün überbackenen Zimmelskuppel, die fernhin rot und golden sich über die Kluten erhob, donnerten die Wasser ihre brausendes Lied. Am Horizont, blau verdämmert, dehnte sich die weite Fläche, wie der rubelose, silberne Leib einer Riesin im Widerschein des Zimmels, der sich über sie beugt und sie sahen einen rotglühenden Strahl darüber-

hin auf sich zushießen und standen da wie verzaubert...

Schließlich gingen sie noch ein Stück. „So vieles verändert sich in einem Jahr, fogar auf dieser abgesehenen Insel hier“, sagte er nachdenklich. „Am Ende sind wir auch nicht mehr dieselben; aber ich wollte doch, es wäre alles wieder so wie damals.“ „Das habe ich mir auch gewünscht“, sagte sie einfach und hingte sich leicht in seinen Arm. „Darum habe ich ja erst vorher bei Frau Janßen angefragt, ob Sie auch wieder kommen würden.“ Er blieb überrascht stehen und wie er ihre lächelndes Gesicht so nahe vor sich sah, mußte er es zart in beide Hände nehmen. „Werden wir lange auf unserer Insel bleiben?“, fragte sie träumerisch. „Immer, wenn du willst“, antwortete er ernst. „Ach ja“, sagte sie und dann lächelten sie beide.

# Mittel gegen Langeweile

Von G. W. B.

In einer Drogerie auf der Kärntnerstraße. Ein jüngerer Mann betritt den Laden und sagt zu dem bedienenden Fräulein im weißen Kittel: „Geben Sie mir eine Zahnpasta und zwar eine von den Packungen mit dem blauen Aufdruck.“

Das Fräulein lächelt zuvorkommend: „Bitte, macht einen Schilling.“ Und schon liegt das kleine längliche Paketchen vor dem Kunden auf dem Ladentisch. Der aber macht keine Anstalten, seinen Kauf zu bezahlen, sondern reißt den Karton auf und nimmt die Tube aus der Hülle. „Wissen Sie“, sagt er so nebenbei zu der verdutzt schauenden Verkäuferin, „ich kaufe keine Kags' im Sack. Wer garantiert mir, daß sich in der Tube auch wirklich Zahnpasta befindet?“

Das Fräulein Verkäuferin ist entsetzt und sehr beleidigt über solchen Verdacht. Der jüngere Herr aber sagt weiter: „Geben Sie mir doch bitte ein Metermaß.“ Ganz automatisch holt das Fräulein eines aus der Kasse, sie ist durch das sonderbare Gebahren des Kunden fast verführt. Es ist auch nicht alltäglich, was der Kunde jetzt beginnt. Er schraubt den Verschluss der Tube ab und setzt dann die Tube so auf die Tischplatte auf, daß anzunehmen ist, er wolle den Inhalt ausdrücken. Dieser Scherz geht dem Fräulein zu weit. Sie ruft: „Haben Sie die Pasta gekauft, ja oder nein?“

Der Herr lächelt freundlich und sagt: „Vielleicht werde ich sie kaufen. Vorerst muß ich noch etwas feststellen.“ Und schon drückt er auf die Tube und zwar so lange, bis ein fast meterlanger, weißer Wurm auf der Tischplatte liegt. Dann nimmt er das Metermaß und mißt das seltsame Gebilde. „So“, meint er, als die Messung beendet, „jetzt kann ich Ihnen Auskunft geben. Ich werde die Pasta nicht kaufen.“

Da wird das Fräulein böse. „Mein Herr“, sagt sie, „das ist eine Unverfrorenheit von Ihnen. Sie ruinieren mir hier die Ware und wollen Sie nicht einmal bezahlen! Ich bitte Sie jetzt um das Geld!“ Aber der Kunde denkt nicht an's Bezahlen. Er erklärt weiter: „Ich kaufe unter keinen Umständen eine Ware, die durch falsche Angaben angepriesen wird. Sie sehen, der Inhalt der Tube mißt genau 84 Zenti-



Münchener Au

Theo Hochreiter

meter. Es kommt beim besten Willen nicht mehr heraus. Auf der Packung aber steht, daß der Inhalt der Tube 88 Zentimeter beträgt — es fehlt also ein ganzer Zentimeter und darum kaufe ich die Pasta nicht. Sie können sich darüber beim Fabrikanten beschweren, er wird Ihnen nur dankbar sein.“ So sprach der jüngere Herr und verläßt mit freundlichem Gruß den Laden. Das Fräulein aber steht noch lange und starrt auf das weiße Ding auf dem Tisch.

Vor dem Laden trifft der jüngere Herr einen zweiten. Der scheint auf ihn gewartet zu haben. „Wo steckst du denn, ich

warte schon ganze fünf Minuten hier“, so spricht er ihn tadelnd an. Darauf unser Drogeriefunde: „Mein Lieber, ich habe schon vorher eine geschlagene Viertelstunde auf dich gewartet. Da es mir zu langweilig wurde, bin ich in die Drogerie gegangen und habe mich dort köstlich amüsiert. Weißt du, Langeweile ist schlimm, aber man muß nur das richtige Mittel wissen, um auf billige Art darüber wegszukommen. Wenn wir jetzt zusammen ein Viertel Kote trinken, werde ich dir mein Rezept verraten. Aber du darfst es nicht zu oft anwenden, so etwas spricht sich schnell herum.“

*Erlauschtes aus der Alten Pinakothek*



RUBENS



„Unser Zimmerherr,  
dös is aa so oana!“